

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **32 (1952-1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Imago Dei als Frage und Antwort

«Wem erzähle ich dies (die ‚Konfessionen‘)? Nicht Dir, mein Gott, sondern von Dir erzähle ich es meinem Geschlecht, dem Menschengeschlecht, wie klein auch immer der Bruchteil sein mag, dem mein Buch in die Hände kommen wird. Und warum erzähle ich es? Damit ich und jeder meiner Leser bedenken möge, aus welcher Tiefe man zu Dir rufen muß . . .» (Conf. II, 5).

So schrieb Augustin um 400. Man könnte die Worte dem Tagebuch von Petter Moen voransetzen, auch wenn der Schreiber nicht wie der große Bischof von Hippo Regius zu den Vätern der christlichen Kirche gehört, sondern eher eines von ihnen (vielleicht nicht ohne ihre Schuld) verlorenen Schafen ist¹⁾.

Wenn wir noch zugeben wollen, daß er sich *diesen* Platz selbst ausgesucht hat in seinem Lebens- und Bildungsweg, so muß um so schärfer festgehalten werden, daß er sich den Ort seiner Frage nicht selbst wählte: die Zelle D 2 im Gestapo-Gefängnis in Oslo im Jahre 1944. Da sitzt der Leiter der gesamten norwegischen Widerstandspresse und schreibt in der Einsamkeit ein Tagebuch auf WC-Papierblätter, wirft sie dann in den Luftschacht, ohne zu wissen, was aus ihnen wird. Jedes Blatt aus dieser Einzelhaft ein Aufschrei de profundis, ein einziges Kreisen um die Gottesfrage: heute unter dem Stern einer Glaubensgewißheit aus der Erinnerung an ein frommes Elternhaus, morgen in Frage gestellt von der ratio eben des «modernen Menschen», eines Versicherungsmathematikers, der auch etwas von Psychologie versteht und (mit Recht) allen menschlichen Voraussetzungen der «Religion» mißtraut, eines Menschen, der sich seiner Kierkegaard'schen Nullpunktexistenz voll bewußt ist, sich aber in ihr unausweichlich vor Gott gestellt sieht.

Wodurch erweist sich nun diese Begegnung eines heutigen Menschen mit Gott als eine echte? Warum dürfen Herausgeber, Leser dieses Tagebuches, wir alle uns in Petter Moen selbst erkennen? Das ja nur würde über das rein psychologische und menschliche Interesse hinaus auch die Herausgabe dieses Buches und unseren Hinweis rechtfertigen. Wieso sind *wir* hier erkannt und gestellt, und zwar nicht nur vor ein Spiegelbild gestellt, das unsere Fratzen und Masken zu erkennen gibt, sondern so gezeigt, daß wir Frage und Antwort, beides in einem, mitsprechen und mithören können? Edzard Schaper bezieht den Inhalt des Tagebuches mit Recht auf die Frage nach der Gottebenbildlichkeit des Menschen, weil auch der Verfasser hier sein oberstes Anliegen sieht. Wie steht es damit? Ist dieser Satz der Heiligen Schrift verbindlich für das Selbstverständnis des heutigen Menschen, und zwar nicht nur des «normalen», sondern dessen, der in seiner Zelle jeder kreatürlichen Angst vor Folterung und Demütigung, der Einsicht in die Labilität des eigenen Charakters und der furchtbaren Bedrohung durch die dämoniebesessene Raserei eines gottlosen Regimes standzuhalten hat? Was ist der Mensch angesichts dieser Belastungen? Was

¹⁾ Petter Moens Tagebuch, übertragen und mit einer Einleitung herausgegeben von Edzard Schaper. Verlag der Arche, Zürich 1950, und Nymphenburger Verlagshandlung, München 1950. — Vergl. Besprechung von Prof. Max Wehrli, Dezemberheft 1950, S. 602/603. Vergl. gleichnamigen Aufsatz in Ev. Theologie, H. 7/1950. Verlag Christian Kaiser, München.

hat er von sich zu halten, und wie steht er vor Gott, seinem Herrn und Schöpfer, der ihn nach den Worten des Psalmisten «wenig niedriger gemacht denn Gott und mit Ehre und Schmuck gekrönt»? Und so steht in vielen erschütternden Variationen fast auf jeder Seite des Tagebuches: «Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst?» Wenn das Ebenbild Gottes so furchtbaren Zerstörungen ausgesetzt ist, — kann es dann noch das Urbild dieses Ebenbildes geben?

Das ist die Frage von Petter Moen in den 75 Tagen seiner Einzelhaft in der Zelle D 2. Die spätere Zeit hat er nicht mehr allein zugebracht; aber auch in D 35 wird sich noch zeigen, daß die Zeit der Einsamkeit mit ihren Fragen und ihren Erkenntnissen für den Häftling nicht vergeblich war.

Das ist die Stimme des Einsamen: «Ich will geheiligt werden in Christus. Ja! Ja! Aber ich sehe keinen andern Weg dazu als den, den die Angst bereitet, wenn mein wissenschaftliches und moralisches Über-Ich gelähmt sind. Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen». (37. Tag.) «Ich will geheiligt werden. Das Wort soll für mich gelten. Das bedeutet für mich, bis zur Wurzel von all dem Gemeinen, Schmutzigen, Unwürdigen und Wertlosen vorzudringen und es zu bekämpfen...». (38. Tag.)

Das sind Worte, die sich immer wieder auf ein eigenartiges Erlebnis beziehen, in dem dieser fragende Mensch plötzlich eine Antwort bekam, die uns überraschend und überwältigend erkennen läßt, daß der nach Gott fragende Mensch immer schon der Gefragte ist, so daß hier auch nicht nur zu Gott gesprochen wurde, sondern nun eben von Gott geredet werden mußte. Am 34. Tag hat Petter Moen eine Christus-Vision: «Das Erlebnis am Montag ... war völlig frei von jeglicher Exaltation. Es war auch nicht von den Meditationen am Montag hervorgerufen. Von 7 Uhr morgens bis ungefähr 4 Uhr am Nachmittag hatte ich mich beinahe ausschließlich mit mathematischen Problemen beschäftigt. Die Erscheinung selbst kam völlig überraschend. Sie dauerte eine Sekunde lang oder zwei. Es war nicht das herkömmliche Kreuzifix der katholischen Kirche. Ich kann nicht mehr darüber sagen, ... aber mein Wunsch und mein Drang, das Göttliche in allem Menschlichen zu ergreifen, ist in meinem Wesen...». Was hat er an seiner Zellenwand gesehen? Das «Haupt Christi, dornengekrönt». Er beschreibt dieses Gesicht in ein paar Versen, die folgendermaßen schließen:

O Christus, Bruder nenn ich dich,
den Bruder mein in Schmerz und Not.
Den Weg der Gnade führe mich
aus Angst und Sünden und dem Tod!

Welches nun auch die psychologischen Voraussetzungen, die menschlichen Bedingungen für dieses Erlebnis gewesen sein mögen, — eins scheint uns hier von größter Bedeutung: daß dieser einsame, geschlagene Zweifler Mensch ein einziges Mal (und damit doch ein für alle Mal!) im Angesicht Christi das Bild Gottes entdeckt und damit auf die Frage nach der Gottebenbildlichkeit des Menschen eine Antwort bekommt. Er erkennt damit, daß sie nicht auf menschlichen Qualitäten ruht und von dorthin erkannt oder in Frage gestellt werden kann, sondern daß Gott die Antwort selbst gegeben hat im Antlitz seines leidenden Sohnes, von dem schon Pontius Pilatus im Johannesevangelium bezeugen muß: ecce homo! und etwas später «euer König!» Nicht mehr und nicht weniger ist ja auch in das alte Passionslied eingegangen, das durch die Verse Petter Moens mit neuer Stimme aufgenommen wird: «Erscheine mir zum Schilde, / zum Trost in meinem Tod / und laß mich sehn dein Bilde / in deiner Kreuzesnot!» So hat die Frage nach der Gottebenbildlichkeit des leidenden heutigen Menschen — mit Recht hat E. Schaper ihre Allgemeingültigkeit hervorgehoben — eine Antwort bekommen als «Erkenntnis von der Klarheit Gottes im Angesichte Jesu Christi». Der Gefangene kann sie nicht mit Worten der Schrift oder aus den Liedern der Kirche bestätigen, denn er bekam weder eine Bibel noch ein Gesangbuch in die Einzelzelle. Er bekommt diese Erkenntnis ja auch nicht als einen «Besitz» — bis zum 107. Tage seiner Einsamkeit wird die Frage wiederkommen, wird der Zweifel wieder aufsteigen, und es geht kein Tag vorbei, da er nicht wieder «aus der Tiefe» rufen wird: «Herr, höre meine Stimme, laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens...».

Der Versicherungsmathematiker Petter Moen ist nicht auf einmal ein «Theologe» geworden und mag, wie Schaper schreibt, «auf dem Schachbrett der Theologie nach dem sichtbaren Stand seiner letzten Tage zu urteilen, das Spiel verloren» haben. Niemand weiß das. Der Psalmist, der «aus der Tiefe» rief, fragt genau wie der einsame Häftling und wie wir alle: «so du willst, Herr, Sünden zurechnen, Herr, wer wird bestehen? Denn bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte . . .». Das Zeugnis vom Bild des dornengekrönten Christus an der Zellenwand vom 7. März 1944 bleibt und ist uns vielleicht doch deshalb auf die merkwürdigste Weise erhalten geblieben und uns Deutschen nun vorgelegt worden, damit auch wir bedenken mögen, «aus welcher Tiefe man zu Dir rufen muß . . .».

Von diesen Einsichten aus fällt auch das Licht auf den 2. Teil des Tagebuches, das von der Zeit der gemeinsamen Haft berichtet, von den Erfahrungen mit den Zellenkameraden (soweit man sie als solche bezeichnen kann) und mit der unglaublich gemeinen deutschen Wachmannschaft. Wir sollen und müssen uns das als Deutsche nun auch noch einmal gesagt sein lassen. Der es sagt, trägt ja genau so Leid um sein eigenes verdorbenes Menschenbild. Dem sich stellen, bedeutet noch einmal: erkennen, was der Mensch ist, wenn er Gott verloren hat und vom Taumelkelch der «Macht» getrunken hat.

Hier erweist sich noch einmal die Echtheit der Gottesbegegnung und -erkenntnis von Petter Moen: nicht daß er sich nicht mehr erschüttern ließe, nicht daß er nicht wieder verzweifelte — letzten Endes geht er doch wie unter einer Bewahrung durch alle die furchtbaren Erfahrungen. Er wird nicht gemein mit den Gemeinen, er haßt nicht, da man hassen müßte. Es ist etwas von der «Klarheit Gottes im Angesichte Christi» um ihn, bis ihm der Drahtstift aus der Hand genommen wird und sein Abtransport nach Deutschland dem Tagebuch und seinem Leben ein willkürliches Ende setzt.

Der «Voltigeur auf dem Bindestrich», der Mann, der täglich den Ast absägt, auf den er sich am Abend mühsam gerettet hat, wird von Gott gefunden durch seinen leidenden Sohn. Wie nahe aber liegen doch menschliche Schicksale beieinander! Man kann das Tagebuch Petter Moens nicht aus den Händen legen, ohne an die hinterlassenen Gedichte eines anderen Gefangenen in Deutschland zu denken, an die von Dietrich Bonhoeffer. In den «Stationen auf dem Wege zur Freiheit» gibt der Häftling aus Plötzensee dem Gefangenen in Oslo eine Antwort, ein Echo. In den gleichen Tagen des Sommers 1944 sind dort und hier die gleichen Wege gegangen worden «in Zucht und in Tat und in Leiden», und dem Christusbild in der Zelle D 2 antwortet im Kampfe um Wahrheit und Freiheit der junge Theologie-Professor: «Freiheit, dich suchten wir lange in Zucht und in Tat und in Leiden / Sterbend erkennen wir nun im Angesicht Gottes dich selbst».

Das Reich Gottes ist größer als die Kirchen, und wenn die Völker auf ihre verordneten Hirten nicht mehr recht hören wollen, so öffnet Gott die Mauern der Gefängnisse und erweckt sich «aus diesen Steinen» seine Kinder, seine in Christus wiederhergestellten Ebenbilder, die die «listigen Anläufe des Teufels bestehen», «die ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichtes» und Zeugen werden dem Menschengeschlecht bis zu uns.

Renate Ludwig

Samuel Guyers

Grundlagen mittelalterlicher abendländischer Baukunst

Samuel Guyer (1879—1950) hatte seine Kindheit als Sohn des Schweizer Pfarrers in Marseille verbracht, am Mittelmeer also, das Morgen- und Abendland verbindet und trennt; dies mag mitbestimmend gewesen sein für die Eintracht von schweizerischem und universalem Wesen, die er verkörpert hat. Weit spannte sich der Bogen seiner Forschungsarbeit, nahm in der Heimat seinen Ausgang mit einer von J. R. Rahn angeregten, von J. Strzygowski (dem nachmals von Guyer kritisch gemessenen) beeinflussten Arbeit über die «Christlichen Denkmäler des ersten Jahrtausends in der Schweiz; schon in ihr wird der Ton angeschlagen, der Stoff ergriffen, den er zeitlebens nicht mehr preisgegeben hat. Sie brachte den jungen Gelehrten,

der über das Rüstzeug sowohl des Theologen als des Kunsthistorikers verfügte, zur Überzeugung, «daß über die wichtigsten Probleme jener Zeit nichts gesagt werden kann, bevor wir die christlichen Denkmäler des Ostens genauer kennen». Damit war das andere Bogenende bezeichnet. Es folgten sich in den freizügigen Jahren vor dem ersten Weltkrieg drei Forschungsreisen nach Kleinasien, Syrien und Mesopotamien, gefördert durch deutsche und amerikanische Mittel, zum Teil gemeinsam mit Ernst Herzfeld und Friedrich Sarre unternommen. Die wichtigsten Reiseziele trugen die dem Bauhistoriker bedeutungsvollen Namen Binbirkiliseh, Meriamlik, Korykos, Samarra. Damals erwarb Guyer sich seine fast einzigartige Kenntnis des frühchristlichen Orients, die sich zunächst in ausgezeichneten Materialveröffentlichungen auswirkte, in der wichtigen kunstgeschichtlichen Bearbeitung des mesopotamischen Rusafah — des alten Sergiopolis — und in vielen kleineren Abhandlungen. Ein abgeschlossenes Werk über «Denkmäler Nordmesopotamiens zwischen Antike und Islam» konnte leider infolge der Ungunst der Zeit weder zu Lebzeiten Guyers noch seither in Druck gegeben werden.

Nachdem die Epoche der großen Reisen vorüber war, galt seine wissenschaftliche Tätigkeit der Auswertung des Gesammelten. In den Jahren zwischen beiden Weltkriegen, die er in Italien, in der Schweiz und in München verbrachte, kreisten seine Arbeiten immer enger um die drängende Frage nach den Zusammenhängen der frühchristlich-vorderasiatischen Architektur des 4. bis 7. Jahrhunderts und der mittelalterlich-abendländischen Baukunst. Es gehört zum Schicksal seines von mancher Enttäuschung heimgesuchten Forscherlebens, daß es ihm nicht mehr vergönnt war, unsern Dank für dieses mit zahlreichen von ihm selbst verfertigten Grundrissen versehene Buch entgegenzunehmen, das er Arnold v. Salis gewidmet hat. Es ist sein Vermächtnis geworden, entstanden aus umfassendem Überblick und dem Willen, die den Denkmälern zugrundeliegenden Baugedanken zu erkennen, auf daß die Entwicklung vom antiken Tempel zur kreuzförmigen Basilika des abendländischen Mittelalters deutlich und anschaulich werde¹⁾. Um ein primäres Thema geht es also, um die Aufhellung weithin noch kaum erforschter Gebiete, die auf der Landkarte unseres Wissens als weiße Aussparungen erscheinen.

Wo die Peripetie von der antiken zur christlichen Architektur liegt, «wo, wann und warum dieser Umbruch stattgefunden hat», wird unter Zuhilfenahme einer Fülle teilweise weit entrückter Beispiele untersucht. Lebhaft tritt Guyer der These entgegen, die mittelalterliche Kunst und Kultur sei «unter Verwertung gewisser antiker Anregungen in der frühmittelalterlichen bzw. karolingischen Zeit vor allem durch die neu auf den Schauplatz der Geschichte tretenden nordischen Völker geschaffen worden». Er weist nach, daß die Struktur des mittelalterlichen Kirchenbaues — Addition und Gruppierung der Baumassen — bereits in der spätantik-frühchristlichen Kunst vornehmlich Vorderasiens entstanden ist. Im Märtyrerkult sieht er vorchristliche Gedanken des Ahnen- und Heroenkults aufleben, damit zusammenhängende architektonische Grundformen wie das hochragende Erinnerungsmal und die über dem Heroengrab sich wölbende Kuppel als Vierungsturm und Vierungskuppel wiedererstehen und mit den von der neuen Symbolik ausgewerteten, aber schon in der Antike vorgebildeten kreuzförmigen Grabanlagen sich zur frühchristlichen Kreuzkirche verbinden. Antike Formen — Säulen, Kapitelle — leben weiter, sind aber nicht mehr wie bisher «selig in sich selbst», sondern dienen als Mittel zum Zweck, indem sie etwa den Weg zum Altar hin betonen; anstelle klarer Übersicht und fester Grenzen treten der verunklärte Raum, die entstofflichte Wand: dem neuen Glauben entsprechende Tendenzen, die in der Gotik ihre höchste Steigerung erfahren werden. Im Gegensatz zwischen der liegenden Raumform der Längskirche und der um Heiligengrab und Reliquienaltar herum zentral entwickelten aufrechten Raumform offenbart das christliche Gotteshaus seine Spannung, die das Abbild einer geistigen Spannung ist und die uns schon in den frühchristlichen Kirchen Kleinasiens — Lykaoniens und Kappadokiens vor allem — und nicht erst im germanischen Mittelalter entgegentritt. Während so die Struktur der frühchristlichen Kreuzkirche eine Neuschöpfung christlichen Geistes ist, dürfen tektonische Grundhaltung und die Kongruenz von Außen- und Innenbau noch als Folge

¹⁾ Samuel Guyer: Grundlagen mittelalterlicher abendländischer Baukunst. Benziger, Einsiedeln 1950.

antiken Denkens erkannt werden. Antikes Erbe endlich ist die Technik des Quaderbaus. Festzuhalten ist, daß am Aufbau dieses abendländischen Mittelalters Byzanz mit seiner Hofkunst viel schwächer beteiligt war als Antiochia mit seinen Hinterländern.

In einer Zusammenfassung betont Guyer, wie wenig seines Erachtens das von Dehio begründete, von Pinder ausgeführte Geschichtsbild von der Entwicklung der frühmittelalterlichen Kunst des Abendlandes dem heutigen Stand der Forschung mehr entspreche: nicht in der karolingischen Zeit, sondern bereits in der Spätantike habe das Mittelalter begonnen, das daher vor allem zu Ende gedachte, zur Vollendung geführte Spätantike sei.

Mag auch die Bewertung der schöpferischen Anteile an der Kreuzkuppelkirche — des wohl doch gewichtigen stadtrömischen Beitrags etwa (Basilika) oder auch des germanischen, den Guyer erst der Romanik einräumen will — wieder Veränderungen unterliegen, wird doch jeder anerkennen müssen, wie sehr Guyers Untersuchung die nur von fahlem, ungewissem Licht erhellte Strecke zwischen Antike und Mittelalter klärt. Ein Pendelschlag muß kräftig sein, wenn er den notwendigen Ausgleich zum vorangegangenen bewirken will. Mit diesem Buch wird ein schweizerischer Forscher fortleben, der nach einem von ihm selbst einmal zitierten Wort Jacob Burckhardts die Heimat zeitlebens im Zusammenhang mit der Weltgeschichte und ihren Gesetzen betrachtet hat, «als Teil des großen Weltganzen, bestrahlt von denselben Gestirnen, die auch andern Zeiten und Völkern geleuchtet haben».

Michael Stettler

Montaigne

Es gibt wenige französische Bücher mit so lebensnahen Gegenständen und so fernschweifenden Kommentaren, wie *Montaignes Essais*, erschienen erstmals in zwei Bänden 1580, um sechshundert Zutate und einen dritten Band erweitert 1588, d. h. vier Jahre vor seinem Tod. Da sich in den mehr als hundert Essais Montaignes die unbefangene Erfahrung eines bewegten Lebens mit dem Wissen eines gebildeten Jahrhunderts vereint, so haben Historie und Kritik jederzeit reiche Betätigungsmöglichkeit gefunden. Stellt sich für den aufmerksamen Leser Montaignes doch nur allzu deutlich heraus, welche Komplikationen sich hinter dem anscheinend Einfachsten verbergen. Der große Essayist hat uns übrigens darauf selber und sehr gut vorbereitet, als er schrieb: «Je ne peints pas l'estre. Je peints le passage.» (Essais III, 2).

Hugo Friedrichs Verdienst besteht in einer besondern Behutsamkeit, die auf bequeme Vereinfachungen wie grobe Verallgemeinerungen verzichtet und jedem Zusammenhang seinen besondern Sinn, jeder Tendenz ihre besondere Bedeutung gibt¹⁾. Sein Buch ist dadurch seinem Gegenstand näher gekommen als so gut wie alle seine Vorläufer, wenngleich eine gewisse Enttäuschung des Lesers über die Aufsplitterung eines großen Problems in viele kleine Probleme nicht ausbleiben wird. Der Rezensent gesteht, daß wenigstens er selber vom sorgfältig gepflegten Einzelnen aus das Ganze nicht jederzeit überblickte. Um so dankbarer bekennt er, wohin Hugo Friedrichs Ausführungen uns immer wieder führen: «zu einer der schönsten Blüten auf jener Scheitelhöhe der abendländischen Kultur, wo der Gebildete noch imstande war, dem ganzen Reichtum des humanistisch Ererbten zu dienen, und gleichzeitig die Kraft besaß, darüber zu verfügen aus dem autonom gewordenen Wesen heraus.» Und auch der tiefere Untergrund eines so lockenden Phänomens bleibt bei Hugo Friedrich nicht im Unklaren, wenn er schreibt: «Nur unter der Voraussetzung des Jasagens ist die beschreibende Menschenkunde Montaignes möglich. Einer anderthalb Jahrtausende alten christlichen Anthropologie wird die kritische Spitze abgebrochen. Montaigne ist ein Klassiker der neuzeitlichen Moralistik... Nicht der ungewöhnliche, sondern der gewöhnliche Mensch taucht in den Essais auf als das größte aller Wunder.»

Fritz Ernst

¹⁾ Hugo Friedrich: Montaigne. A. Francke, Bern 1949.

Literaturwissenschaft als Bestandesaufnahme

Wie auf verschiedenen geisteswissenschaftlichen Gebieten sind in letzter Zeit auch auf dem weiten Feld der Literaturgeschichtsschreibung mehrere gewichtige Werke erschienen, denen es nicht so sehr um die Entwicklung neuer Gesichtspunkte oder Forschungsmethoden geht als vielmehr darum, eine Bestandesaufnahme zu versuchen. Ihre tiefere Berechtigung finden sie darin, daß wir an einem Zeitpunkt angelangt sind, der in zwiefacher Hinsicht eine Zäsur darstellt: zum ersten haben wir eben die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts überschritten, so daß ein Rückblick auf die erste Hälfte dieses bewegten Säkulum möglich wurde. Zum andern aber läßt sich von einem tief einschneidenden Neubeginn reden seit dem Sturz eines Regimes, dessen rigorose weltanschauliche und rassische Vorurteile in vielem fragwürdige Umwertungen veranlaßt hatten, die einer ebenso rigorosen Korrektur bedürfen. Die Frage also nach dem, was für uns Heutige auf dem Gebiet der Literatur vorhanden und gültig ist, liegt in der Luft. Die hier zu würdigenden neuen Werke geben ein Resumé entweder der Zeit von 1945 bis 1950 oder von 1900 bis zur Jahrhundertmitte oder aber von den frühesten Anfängen überhaupt bis zur Gegenwart.

Die umfassendste Konzeption weist *Paul Wiegler*s Darstellung der Weltliteratur auf¹⁾. Bis zu seinem Tode (1949) hat der Autor alle Kraft daran gesetzt, seine erstmals 1913 veröffentlichte «Geschichte der Weltliteratur» auf den Stand von heute zu bringen. Nach seinem Hinscheiden hat der Verlag die Arbeit im Sinne ihres Urhebers gewissenhaft zum Abschluß gebracht. Der Band, nunmehr in der Neuausgabe treffender als *Geschichte der fremdsprachigen Weltliteratur* bezeichnet, da der deutsche Sprachraum unberücksichtigt blieb, umfaßt die größtmögliche Zeitspanne: nämlich von der mythologischen Vorzeit bis zu unseren Tagen und ist für jeden, der mit Literatur aus Beruf oder Neigung zu tun hat, schlechthin unentbehrlich, ein «Handbuch» also im besten Sinne des Wortes. Das schließt nicht aus, daß man manche seiner Eigenschaften als Mangel empfinden kann, so etwa, daß nur Fakten mitgeteilt werden, aber auf die Ideengeschichte verzichtet wurde. Man wird auch mit mancher Wertung und Wendung des Verfassers nicht einverstanden sein können, so wenn beispielsweise eine Erscheinung wie Bloy mit den Worten abgetan wird: «Ihm eifert Léon Bloy nach.» Aber immerhin — daß dieser und jeder andere Name, über den man Auskunft verlangt, überhaupt und zwar durchweg an der rechten literatur- und geistesgeschichtlichen Stelle vertreten ist, und im Register die im Text fehlenden biographischen Daten zusätzlich zu erfahren sind, das vor allem ist es, was diesem Werk auf literarhistorischem Gebiet eine Sonderstellung einräumt.

Bei weitem nicht so faktenreich wie Wiegler's Buch und nicht ganz so eigenwillig im Urteil wie etwa Klabend in seiner einst vielgelesenen Literaturgeschichte vermittelt *Wolfgang Goetz* in seinem Band *Du und die Literatur* eine volkstümlich gehaltene Einführung in die Weltliteratur²⁾. Im Gegensatz zu Wiegler behandelt Goetz auch die deutschsprachige Literatur. Die lakonische Gedrängtheit der einzelnen Formulierungen, die strenge Auswahl von Namen und Erscheinungen und die übersichtliche Linienführung verdienen Anerkennung. Sätze wie z. B. über George: «Er ist ein wirklicher Dekadent, der die Kunst verschließt wie ein geiziger Kellermeister seinen Wein. Freilich die Pflege versteht der Sohn eines Winzers wie keiner, und er hat zur Zucht wieder erzogen» sind sinnfällig und erfrischend und geben treffende Schlaglichter aus persönlicher Sicht. In ihnen jedoch erschöpft sich der Wert der Darstellung. So wird vieles nur summarisch vorgetragen, vieles nur berührt oder beiläufig erwähnt, womit gerade dem uneingeweihten Leser ein nur begrenzter Dienst erwiesen ist. «Er schafft mit ‚Dantons Tod‘ das wahre Zeitstück», heißt es über Georg Büchners bedeutendstes Bühnenwerk; ist das nicht etwas zu wenig? Auf Teilgebieten gesteht Goetz, obschon ein spürbar belesener Mann, unbefangen sein Nicht-Wissen ein. So erwähnt er bei den Tschechen nur zwei Autorennamen und fügt hinzu: «Ich vermag weiteres nicht zu sagen», und bei den Ungarn operiert er zweimal mit dem unpräzisen Ausdruck «Will mir scheinen», um die Unverbindlichkeit seiner Aussage zu betonen. Indes schon im Vorwort gesteht der Verfasser, daß er «monologisiere und blinde Punkte habe». Diese Offen-

herzigkeit nimmt der Kritik manche Waffe aus der Hand und läßt sie schließlich zu der positiven Feststellung gelangen, daß gerade diese geistvoll subjektive Haltung das eigenwillig proportionierte Buch anregend und lesenswert macht.

Eine wertvolle Ergänzung zu den Darstellungen von Wiegler und Goetz ist das *Lexikon der Weltliteratur*, das Professor Dr. Heinz Kindermann und Dr. Margarete Dietrich herausgegeben haben³⁾. Dieser Band mit ca. 7000 Stichwörtern enthält nicht nur über alle nennenswerten Autoren des ganzen Erdballs knappe biographische und charakterisierende Angaben, sondern auch — in die alphabetische Folge mitaufgenommen — literarische Sachstichwörter, die eine schnelle zuverlässige Orientierung über ästhetische, metrische, gattungsmäßige, stilistische Begriffe ermöglichen. Für die nichtdeutschen Dichter wurden auch die wesentlichen Übersetzungen, nach Möglichkeit mit Angabe des Übersetzers und des Erscheinungsjahres, aufgeführt. Für diese — bei Wiegler fehlenden — Hinweise ist den Herausgebern besonders zu danken. Daß der Begriff «Weltliteratur» nicht in dem hohen strengen Sinn Goethes angewandt wird, versteht sich bei einem Nachschlagewerk von selbst, das nicht eine kritische Auswahl, sondern vor allem einen möglichst vollständigen Überblick zu geben hat. Dessenungeachtet hätte man bei den Autoren aus dem deutschsprachigen Raum, für die ja andere Nachschlagewerke wie der Kürschner zur Verfügung stehen, etwas exklusiver sein können. Nicht alle, die hier genannt werden, zumal viele österreichische Schriftsteller, gehören zur Weltliteratur. Ausschlaggebend ist die Feststellung, daß der Publikation nur relativ wenige Unterlassungssünden vorzuwerfen sind und es imposant wirkt, wie präzise und verbindlich die Charakteristiken abgefaßt worden sind.

Einen wesentlich engeren Sektor, diesen aber um so gründlicher behandeln zwei Werke von *Heinrich Spiero* und *Wilhelm Olbrich*, nämlich: den deutschen Roman, und zwar von seinen Anfängen bis zum zwanzigsten Jahrhundert. Spiero, der früher mit bescheidenen dichterischen Versuchen hervorgetreten war, hatte sich bereits in seinen 1929 erschienenen Lebenserinnerungen «Schicksal und Anteil» als ein Mann gezeigt, der lieber von namhaften Zeitgenossen, die seinen Lebensweg irgendwo gekreuzt hatten, zu erzählen bereit war als von sich selbst. Aus dem gleichen Bewußtsein, viele kennengelernt und vieles gelesen zu haben, ist seine *Geschichte des deutschen Romans* entstanden, die aus Spieros Nachlaß herausgegeben wurde⁴⁾. Wieder gibt sich Spiero als ein bienenfleißiger Liebhaber der Literatur, der selbst Namen dritter und vierter Größenordnung nicht vergißt, um ihnen aus seiner profunden Kenntnis heraus ein paar wohlwollende Sätze oder auch nur Worte zu widmen. Wer jemals haupt- oder nebenberuflich Erzähltes veröffentlicht hat, der ist hier gewissenhaft registriert. Was diese umfassende Materialsammlung aber vermissen läßt, ist eine überzeugende Gliederung des ausgedehnten Stoffes und eine verlässliche kritische Stellungnahme. Es fehlt ferner an durchgehenden geistesgeschichtlichen Perspektiven, vor allem für die Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, bei der der Verfasser überhaupt kein überzeugendes Ordnungsprinzip mehr gefunden hat. Der Verlag war sich der unverkennbaren Mängel selbst bewußt und teilt in einer Vorbemerkung mit, «die geistige Gesamtschau und die inneren Beziehungen der Entwicklung des deutschen Romans waren einem zweiten Teil vorbehalten, den der Verfasser uns nicht mehr zu geben vermochte». Es fragt sich aber, ob die Unterlassungssünden des ersten Bandes aus der Warte eines zweiten noch zu korrigieren gewesen wären. Da es bei dieser Veröffentlichung vor allem darum gegangen ist, «daß Spieros einzigartige Kenntnisse der Literatur des achtzehnten und besonders des neunzehnten Jahrhunderts erhalten bleiben müssen», wird man der vorliegenden Arbeit am ehesten gerecht, wenn man sie als Nachschlagewerk benutzt. Dann allerdings wird man Spiero manche gewissenhafte Ergänzung zu danken haben.

Bewußt auf jede kritische Stellungnahme verzichtet das von *Wilhelm Olbrich* herausgegebene Werk *Der Romanführer*⁵⁾. Entsprechend den altbekannten Opern- und Operettenführern, die in gedrängter Form den Inhalt der einzelnen Libretti berichten, wird hier ein Romanführer geboten, der den Handlungsablauf von rund 900 erzählenden deutschsprachigen Werken von 240 verschiedenen Verfassern mitteilt. Gegen solch ein Unternehmen können grundsätzliche Bedenken erhoben werden, etwa die, daß es selbst bei Studenten und Bibliothekaren die Inhaltsangabe anstelle der unerläßlichen Lektüre der Originale treten lasse oder Lesewillige vorzeitig um

die Spannung bringe. Indessen gewichtiger sind die Vorteile. Von manchem mit Eifer gelesenen Buch bleibt nach Jahren nur noch das Wissen um seinen literarischen Rang, um das Spezifische seiner Atmosphäre und die eine oder andere Figur und Szene in Erinnerung, während der komplizierte Handlungsablauf längst verblaßt ist. Olbrichs Werk, zu dem 25 Mitarbeiter die zuverlässig referierenden, bewußt unkritischen Texte zusammengetragen haben, ist somit gerade für den belesenen Benützer am wertvollsten. Gerade er aber wird an der getroffenen Auswahl der Titel manches auszusetzen haben. Daß auch Unterhaltungsliteratur berücksichtigt wurde, versteht sich von selbst. Daß aber neben dem Literarisch-Wertvollen und dem, was trotz geringeren Wertes *lebendig* geblieben ist, eine große Anzahl vergessener und verstaubter Romane miteinbezogen wurde, ist für das Werk kein Gewinn, sondern ein unnötiger Ballast, den man bei einer Neuauflage bedenkenlos über Bord werfen sollte.

Aus dem Bewußtsein, daß Roman und Erzählung «im geistigen Haushalt des modernen Menschen eine nicht geringe Stellung» einnehmen, hat auch *Bernhard Rang* sein kluges Buch *Der Roman* abgefaßt, und auch er vermittelt die Bekanntschaft mit einer Fülle klassischer Beispiele der Romanliteratur⁶⁾. Indes ihm geht es nicht um das Stoffliche, sein «Kleines Leserhandbuch» will dem romanbegeisterten Leser vielmehr die Augen öffnen für alles das, was über das Stoffliche hinausgeht: für das Sprachliche, das Formale, den Wirklichkeitsgehalt, die Merkmale echter Erzählkunst und so fort. Rang gibt klare Auskunft über den weiten Fragenbereich des Epischen, er hält sich dabei stets an das gut ausgewählte konkrete Beispiel und zieht auf andere, wichtigere Art Bilanz: im Hinblick nämlich auf das Können der großen Epiker. Wer diese klärende Darstellung, die sich an den guten Literatur aufgeschlossenen Leser wendet, mit Bedacht durchgearbeitet hat, wird nicht nur wertvolle Romane mit größerem Gewinn als bisher lesen, er wird zugleich auch immunisiert gegen anspruchslos seichte Lektüre, die sich heute allzu oft mit dem Nymbus des «Bestsellers» umgibt.

Für die deutschsprachige schöne Literatur der letzten fünfzig Jahre hat *Karl A. Kutzbach* mit seinem *Autorenlexikon der Gegenwart* ein überaus brauchbares Nachschlagewerk geschaffen, das die Namen von rund tausend lebenden deutschen Schriftstellern aufführt⁷⁾. In den meisten Fällen ist den bibliographischen Angaben und den Lebensdaten eine kurze Charakteristik des jeweiligen Autors und seines Schaffensgebietes beigelegt, es wird auch einschlägiges Schrifttum über ihn erwähnt — Angaben also, die in Kürschners verdienstvollem Literaturkalender nicht zu finden sind. Wie es für ein zuverlässiges Nachschlagewerk kaum anders möglich ist, werden auch die im Dritten Reich bevorzugten Autoren aufgeführt, desgleichen die Vertreter der ostzonalen Literatur von heute. So kann man hier lesen, daß beispielsweise Johannes R. Becher «an die welterlösende Aufgabe des Proletariats glaubt und Militarismus und Kapitalismus flammend haßt». Es wäre falsch, dem Herausgeber solche Unbefangenheit übelzunehmen, denn Aufgabe eines solchen Buches ist, über jeden von ihnen, der aus diesem oder jenem Grunde nennenswert erscheint, ausreichende Tatsachen anzugeben, möglichst *sine ira et studio*. Und das ist hier geschehen.

Anerkennung verdient der Anhang, in dem etwa angegeben ist, welche Autoren gegenwärtig in Deutschland die Lyrik, das Drama, den Roman usw. vertreten, welche für eine bestimmte Landschaft charakteristisch sind, die katholische, die

1) Paul Wiegler: Geschichte der fremdsprachigen Weltliteratur. Verlag Ernst Heimeran, München 1950. 2) Wolfgang Goetz: Du und die Literatur. Verlag des Druckhauses Tempelhof, Berlin 1951. 3) Heinz Kindermann: Lexikon der Weltliteratur. Humboldt-Verlag, Wien 1950. 4) Heinrich Spiero: Geschichte des deutschen Romans. Verlag Walter de Gruyter, Berlin 1950. 5) Wilhelm Olbrich: Der Romanführer. Hiersemann Verlag, Stuttgart, Bd. I 1950, Bd. II 1951. 6) Bernhard Rang: Der Roman. Kleines Leserhandbuch. Verlag Herder, Freiburg 1950. 7) Karl A. Kutzbach: Autorenlexikon der Gegenwart. Verlag Bouvier, Bonn 1950. 8) Karl A. Kutzbach: Autorenlexikon des XX. Jahrhunderts. Kleine Ausgabe. Verlag Bouvier, Bonn 1952. 9) Johanna Schomerus-Wagner: Deutsche katholische Dichter der Gegenwart. Verlag Glock und Lutz, Nürnberg 1950. 10) Kurt Ihlenfeld: Poeten und Propheten. Erlebnisse eines Lesers. Eckart-Verlag, Witten und Berlin 1951.

protestantische Welt, den Marxismus oder den Humanismus repräsentieren, welchen Formbestrebungen nachgegangen wird und welche Stoffbereiche ihren Meister gefunden haben. Daß dieses Werk, von dem jetzt auch eine auf 281 Autorennamen reduzierte «Kleine Ausgabe» vorliegt, ebenso wenig kritiklos zu benützen ist wie der erwähnte Romanführer, versteht sich von selbst⁸⁾.

Den gleichen Zeitraum wie Kutzbach, allerdings auf einen bestimmten weltanschaulichen Sektor begrenzt, behandelt *Johanna Schomerus-Wagner* in ihrem Buch *Deutsche katholische Dichter der Gegenwart*⁹⁾. Sie gibt eine gedrängte kritische Bestandesaufnahme der Werke, die innerhalb des katholischen Schrifttums von heute Anspruch darauf erheben können, Dichtung zu sein. Sachkundige Charakteristiken machen mit 65 Dichtern katholischer Weltsicht bekannt: von Stefan Andres, Werner Bergengruen und Hans Carossa bis zu Regina Ullmann, Karl Heinrich Waggerl, Leo Weismantel und Franz Werfel. Aus der thematischen Einengung des Buches ergibt sich der Personenkreis, an den es sich wendet; für diesen aber bedeutet es ein begrüßenswertes Handbuch — um so mehr, als es seine Maßstäbe von der Literatur und nicht vom Konfessionellen her gewinnt.

Mit der Literatur seit 1945, d. h. mit den Büchern des sogenannten literarischen Neubeginns in der Bundesrepublik, befaßt sich *Kurt Ihlenfeld*, der Herausgeber der Zweimonatsschrift «Eckart», in seinen «Erlebnissen eines Lesers», die den Titel *Poeten und Propheten* tragen¹⁰⁾. Ihlenfeld geht es vor allem um die Frage nach dem religiösen Erlebnis in der zeitgenössischen Dichtung. Sein Buch ist jedoch wenig systematisch angelegt. Es setzt sich vielmehr aus Besprechungen wichtiger Neuerscheinungen zusammen, die der Verfasser in der Nachkriegszeit für die Zweiwochenschrift «Evangelische Welt» geschrieben hat, um deren Leser über die Entwicklung der jüngsten Literatur zu informieren. Es sind noble, einer gütigen Kritik verpflichtete Aufsätze eines sachkundigen Mannes, der jedoch in erster Linie nicht als Literaturhistoriker, sondern als bewußt christlicher Leser an Bücher herangeht, von denen man in den Jahren nach 1945 sprach und von denen man vielfach auch heute noch spricht. Freilich, aus der Häufung von Zeitschriftenbeiträgen ist auch hier keineswegs ein Buch, sondern lediglich ein Band entstanden. Immerhin sind einige der Gedanken und Perspektiven Ihlenfelds beachtenswert genug, um seine Sammlung mit unter die Bücher zu zählen, welche um die heute als notwendig empfundene Bestandesaufnahme unserer schönggeistigen Literatur ernsthaft bemüht sind.

Karl Ude

Berner und Schweizer Heimatbücher

Thun in seiner Vielgestalt, als Eingangstor zu den landschaftlichen Schönheiten des Berner Oberlandes, als Stadt des Mittelalters, als Standort berühmter Märkte und zahlreicher Militäranstalten, Thun mit dem Zauber seines Schadauparkes und mit seiner vorbildlichen Gemeindewohnsiedlung im Neufeld wird uns in sorgfältiger Bildzusammenstellung von *Adolf Schaer-Ris* vorgeführt. Im Textteil wird die Stadtgeschichte vom Historiker liebevoll und sachkundig veranschaulicht, von den keltischen und römischen Siedlungen über die ersten christlichen Neugründungen und die Thun beherrschenden Adelsgeschlechter der Zähringer und Kyburger bis zu den Schultheißen von Bern, dessen Schicksale es nun hinfort teilt. Thuns wirtschaftlicher Werdegang wird erläutert, seine kurze Blüte und sein Niedergang als Fremdenstadt, der Aufschwung, der ihm durch die Militärschule erneut zuteil wurde. Silhouetten berühmter Gäste Thuns tauchen auf: Heinrich von Kleist, Brahms, Louis Napoleon. Thun, eine kleine Stadt, aber eine Welt im Kleinen¹⁾!

Bernische Burgen und Schlösser enthält der Doppelband *Walther Laedrachs*, der gedacht ist als Ergänzung zu den Bernischen Landsitzen (Nr. 7) und zu Münchenwiler (Nr. 31). Der Verfasser schreibt zu den Bildern: «Sie zeigen den Zustand der Ruinen, Bauten und Innenräume in der Mitte unseres Jahrhunderts. . . Die Bilderfolge beginnt mit einigen Burgruinen und bringt nachher in deutscher Art gebaute Burgen, die ihren Charakter noch einigermaßen bewahrt haben. Darauf

folgen Burgen und Schlösser, die den französischen Einfluß erkennen lassen, ferner einige Wasserburgen und Ordensburgen. Dann kommen die ältesten Schlösser und entfestigte Burgen, endlich neuere Bauten aus dem 17. und 18. Jahrhundert. . . Einige Aufnahmen deuten an, welche Kunstschatze da und dort in Wohnschlössern gehütet werden». — Der gründlich dokumentierte Text ist in folgende Kapitel gegliedert: Burgen und Schlösser im heutigen Volksbewußtsein, Burgenbau, Die Bewohner der Burg, Aus der Burg wird ein Schloß, Die Bewohner des Schlosses, Twingherr und Landvogt, Die Schlösser während des Überganges 1798 und in der heutigen Zeit²⁾.

Erst die Jahrtausendfeier der stadtbernischen Nachbargemeinde *Köniz* hat wohl vielen Schweizern zum Bewußtsein gebracht, mit welcher historisch hochinteressanter Ortschaft man es hier zu tun hat. Ihr ist nun auch ein Berner Heimatbuch gewidmet von *Christian Lerch*. Die Bilder geben uns einen guten Eindruck von Köniz in seiner dreifachen Gestalt, als halb ländliche Gemeinde mit einem Rest von prachtvollen Bauernheimen mit ihren zum Teil kunsthistorisch berühmten Stöckli, als halb städtisches Gemeinwesen, das als Vorort Berns in ständigem Wachstum begriffen ist, als Hüterin der Vergangenheit mit seiner Kirchen- und Schloßanlage. Und was die Bilder nicht erzählen können, berichtet der Text, und es liest sich fast wie ein spannender Roman: von der Zeit der Augustiner Chorherren und von den Deutschrittern, als es noch hieß: «Bern bei Köniz», vom «alten Landricht Stärnebärg», vom Ankauf von Köniz durch Bern (1729/30), vom Wachstum und Gedeihen des Gemeinwesens in den letzten hundert Jahren³⁾.

Etwas Besonderes innerhalb der Reihe der Berner Heimatbücher stellt die Monographie von *Edgar Bonjour* über *Theodor Kocher* dar. Hier muß bei einer Würdigung wohl füglich vom Text ausgegangen werden. Der Verfasser hat in diesen Blättern, wie er selber schreibt, «den Versuch unternommen, das Werden und Wesen der menschlichen Persönlichkeit Kochers zu schildern, wie das bis heute auf Grund des nur fragmentarisch erhaltenen handschriftlichen Nachlasses möglich ist». — Dieser Versuch ist prachtvoll gelungen. Kocher tritt einem überaus lebendig entgegen als genialer und doch so bescheidener Gelehrter, als verehrter Lehrer seiner Medizinstudenten, als der helfende Arzt, als liebevoller Gatte und Vater und als überzeugter Christ. Dieses Christ-Sein leuchtet aus allem anderen hervor und gibt diesem gesegneten Leben Ziel und Orientierung. — Die Bilder begleiten den Text, uns Kocher in allen Lebensstadien und Lebenslagen vor Augen führend, vom Maturanden von 1860 bis hin zum Großvater, der sein Enkelkind betreut. Besonders anmutig wirkt auch eine Bleistiftzeichnung Kochers, sein Söhnlein Albert darstellend. — Die Lektüre des Buches sei jedermann empfohlen, der um den bereichernden Wert eines menschlichen Vorbildes weiß⁴⁾!

Die Umschlagzeichnungen sämtlicher hier besprochener Berner Hefte stammen von Eugen Jordi, Kehrsatz.

Von neuen *Schweizer Heimatbüchern* liegen mir vor die drei Städte-monographien von Solothurn, St. Gallen und Aarau und das Zürcher Oberland II. Das *Solothurnerheft* erscheint bereits in zweiter Auflage, was ja immer schon eine Empfehlung an sich darstellt. Besprochen wurde es an dieser Stelle bei seinem erstmaligen Erscheinen (vgl. Oktoberheft 1947, S. 488). Der Bildbestand blieb unverändert, der Text wurde um einige wertvolle Literaturnachweise vermehrt⁵⁾.

Von *St. Gallen* entwirft uns *Hans Rudolf Hilty*, den Kennern der Schweizer Heimatbücher bereits vertraut durch seine Monographie über Carl Hilty, ein anschauliches Bild. Die Schicksale von Kloster und Stadt in ihrer Wechselbeziehung, das st. gallische Bürgertum mit seinem Doppelcharakter von «Anhänglichkeit an die engste Heimat» und «Sehnsucht in die blaue Ferne», das Wirtschaftsleben in seinem Auf und Ab der Entwicklung, endlich die Beziehung zwischen der alten Stadt und dem jungen Kanton, das alles wird in klarem Aufbau und reichlich aus allen möglichen Geschichtsquellen dokumentiert. — Die photographischen Aufnahmen sind teilweise von schönster Einprägsamkeit, wie etwa der winterlich-abendliche Blick vom Turm der Stadtkirche St. Laurenzen auf die Gallusstraße und einen Teil der Altstadt, oder das Detail vom Chorgestühl der Kathedrale. Wegdenken möchte man sich die Wäscheausstellung vor dem so stilvoll renovierten Haus «zum Strauß», während die beiden Büblein, die den Platz vor dem Haus «zur Linde» beleben, den Reiz des heimeligen Riegelhauses nur erhöhen. — Als Beiblatt zum Bild-

material sei erwähnt ein kolorierter Holzschnitt von 1545, welcher die älteste Ansicht der Stadt darstellt. Die Umschlagzeichnung stammt vom Verfasser selbst ⁶⁾.

Durchwegs scharfe, künstlerisch befriedigende Aufnahmen enthält der Bildband *Aarau*. Bei seinem Durchblättern wird dem, der diese Stadt bloß vom Eisenbahnfenster aus kennt, bewußt, wie viele malerische Winkel, wie viele architektonisch und geschichtlich hochinteressante Bauten diese Stadt aufweist. Und es gelüstet ihn, nächstens einmal in Aarau auszusteigen und selber anhand des Heimatbuches einen Streifzug durch die Altstadt zu unternehmen. Auch der Text von *Paul Ehrismann* (Stadtgeschichte und Beschreibung) wirkt sehr anregend in dieser Richtung, und wir würden ihn auf einem Gang durch die Stadt als Wegleitung mit Gewinn benutzen. — Der Umschlagentwurf stammt von Felix Hoffmann, Aarau ⁷⁾.

Die Romantik einer vielen Schweizern gewiß ganz unbekanntem Gegend erschließt uns der Bildband über die *Herzkammer* des *Zürcher Oberlandes* mit den Dörfern *Wald* und *Fiscenthal* und dem sie im Osten begrenzenden Hügelzug, der sich zu den Gipfeln Schnebelhorn und Hörnli aufstockt. — «O Täler weit, o Höhen, o schöner, grüner Wald!» Wie Eichendorfflieder weht es einem aus diesen Bildern entgegen. Schade nur, daß recht viele von ihnen nicht scharf genug sind! — Lyrisch wie der Grundton des Bilderteils wirkt auch der Text von *Otto Schaufelberger*, der uns auf einer Bergwanderung von Wald aus auf den Gipfel der Kreuzegg mitnimmt, nachdem er uns in einem ersten Teil allerlei Wissenswertes von Geschichte und Neuzeit der Oberländer Dörfer erzählt hat. — Die Umschlagzeichnung entwarf H. Haupt-Battaglia ⁸⁾.

Besonders zu erwähnen ist noch, daß die hier besprochenen Städte-monographien Thun und St. Gallen, sowie das Bändchen «Zürcher Oberland II» je ein Bild vom alten Brauchtum bringen.

Im Zusammenhang mit den Heimatbüchern sei hier noch hingewiesen auf das Jahrbuch 1949 von *Guggisberg*, das in der Hauptsache dem Guggisberger *Ulrich Dürrenmatt* gewidmet ist. Er kommt selber zum Wort als politischer und als Heimatdichter, aber auch als gründlicher Kenner des Guggisberger Dialektes, dem er eine eingehende Studie gewidmet hat. Das Buch ist anschaulich bebildert. Außer den Landschaften spricht auch das Guggisberger Völklein selber zu uns, in seiner Arbeit und in seinem Spiel vom Photographen belauscht ⁹⁾.

Helene v. Lerber

¹⁾ Adolf Schaer-Ris: Thun. Nr. 37 der Berner Heimatbücher. Haupt, Bern 1950. ²⁾ Walther Laedrach: Bernische Burgen und Schlösser. Nr. 43/44 der Berner Heimatbücher. Haupt, Bern 1950. ³⁾ Christian Lerch: Köniz. Nr. 45 der Berner Heimatbücher. Haupt, Bern 1950. ⁴⁾ Edgar Bonjour: Theodor Kocher. Nr. 40/41 der Berner Heimatbücher. Haupt, Bern 1950. ⁵⁾ Hans Enz: Solothurn. Zweite Auflage. Nr. 11 der Schweizer Heimatbücher. Haupt, Bern 1950. ⁶⁾ Hans Rudolf Hilty: St. Gallen. Nr. 35 der Schweizer Heimatbücher. Haupt, Bern 1950. ⁷⁾ Paul Ehrismann: Aarau. Nr. 37 der Schweizer Heimatbücher. Haupt, Bern 1950. ⁸⁾ Otto Schaufelberger: Das Zürcher Oberland II. Nr. 36 der Schweizer Heimatbücher. Haupt, Bern 1950. ⁹⁾ Guggisberg, Jahrbuch 1949. Herausgegeben von F. W. Stalder, Guggisberg. GBS-Verlag, Gerber-Buchdruck, Schwarzenburg 1950.